

Die Frage nach dem Bösen in der abendländischen Philosophie und in der Aufstellungsarbeit

Jakob Robert Schneider

Die Aufstellungsarbeit dient der Versöhnung. Wenn es in Aufstellungen gelingt, dass Täter und Opfer sich versöhnlich begegnen und die Nachkommen urteilslos und zugewandt auf Opfer und Täter schauen können, berührt und befriedet uns das tief.

In der unmittelbaren Arbeit mit Aufstellungen denken wir nicht über das Böse nach. Was Aufstellungen so anziehend und hilfreich macht, ist gerade ihre Erlebnistiefe und nicht das Denken und Reden „über“. Wir werden auch von den Teilnehmern in Seminaren oder von Hilfesuchenden in Einzel- und Paarsitzungen kaum mit der Frage nach dem Bösen konfrontiert, weder philosophisch noch existenziell. Welchen Sinn kann es dann für Aufsteller machen, die Frage nach dem Bösen zu stellen? Wir verbinden unsere phänomenologische Vorgehensweise mit Sätzen und Hinweisen, die implizit und explizit Stellung zu den Schattenseiten des Lebens, zu Leid, Tod, Schuld und den Hintergründen und Beurteilungen von Täter- und Opfergeschehnissen beziehen. Die negativ erlebten Seiten des Lebens sind ja der Ausgangspunkt für das Bemühen um Psychotherapie oder Lebenshilfe oder spirituelles Wachstum. Unsere Aufstellungspraxis ist dabei durchaus von theoretischen Annahmen durchtränkt. So steht in ihrem Zentrum Bert Hellingers Theorie vom Gewissen, das „Gut“ und „Böse“ nach der Gruppenzugehörigkeit bemisst.

Die Frage nach dem Bösen wird für uns umso aktueller, je mehr wir in Aufstellungen über den Rahmen von Familienbindungen hinaus die gesellschaftlichen Täter-Opfer-Ereignisse einbeziehen und Aufstellungen als „Gehen mit dem Geist“ und in ihren spirituellen Dimensionen „jenseits von Gut und Böse“ anleiten und verstehen. Drohen in dieser Entwicklung der Aufstellungsarbeit, wenn wir über sie nachdenken, die „alten“ Fragen zu Gut und Böse zurückzukehren? Können wir uns jenseits des Nachdenkens über unsere Aufstellungserfahrungen in einem spirituellen Raum bewegen, von dem aus die Frage nach dem Bösen überholt oder ohne Bedeutung ist?

Ich werde und kann in diesem Artikel diese Fragen nicht beantworten. Aber ich möchte zweierlei tun:

Zum Ersten verweise ich anhand des Philosophen Paul Ricœur und seiner Beschäftigung mit dem Bösen auf die abendländische philosophische Tradition zu diesem Thema. Aus der Vielzahl möglicher philosophischer Gewährsleute wähle ich Paul Ricœur deshalb aus, weil er in einem sehr

schmalen Buch einen guten Überblick vermittelt und weil er zudem die spirituelle Dimension mit einbezieht. Diesen ersten Teil kann der Leser aber auch überschlagen, wenn er an philosophischen und historischen Fragen nicht so interessiert ist, zumal ich mich anschließend nicht direkt darauf beziehe. Ich möchte mit diesem Abschnitt allerdings Hinweise darauf geben, dass wir mit unserer Praxis der Versöhnung und unseren Erfahrungen und Vorannahmen zu „Gut“ und „Böse“ durchaus in einer langen Geschichte geistiger und spiritueller Antwortsuche stehen.

In einem zweiten Teil versuche ich einige Aspekte der Frage nach dem Bösen anzusprechen, wie sie meines Erachtens in der Aufstellungsarbeit auftauchen. Vielleicht kann ich damit einen Dialog fördern, der uns allzu selbstverständlich Gewordenes offenhält. Denn so sehr ich unsere Versöhnungsarbeit schätze, ich glaube nicht, dass wir damit über einzelne beeindruckende Erfahrungen hinaus eine der tiefsten Menschheitsfragen schon gelöst haben. Es geht mir auch darum, dass wir uns mit dem gesellschaftlich so bedeutsamen Thema der Versöhnung nicht in einer Nische einrichten, als bräuchten wir kein weiteres Nachdenken und keinen Dialog.

Paul Ricœur: Das Böse

In der Ausgabe 2/2006 der „Praxis der Systemaufstellung“ hat Christoph Wild sehr eindrucksvoll die Gedanken des französischen Philosophen und Sinologen François Jullien in seinem Buch „Schattenseiten“ dargelegt und damit das alte chinesische Denken über das Böse im Unterschied zum westlichen Denken mit der Aufstellungsarbeit in Beziehung gesetzt.

Wer sich mit dem Ringen der westlichen Philosophie um das Denken und Handeln angesichts des Bösen auseinandersetzen will, kann auf ein kleines Buch von Paul Ricœur: „Das Böse“, zurückgreifen, das auch in deutscher Sprache erschienen ist.

Auf nur 61 Seiten im Kleinformat konzentriert der 2005 gestorbene französische Philosoph seine Beschäftigung mit dem Bösen. (Paul Ricœur, Das Böse, Theologischer Verlag Zürich, 2006)

Ricœur hat die philosophische Auseinandersetzung mit dem „Bösen“ (das französische Wort „mal“ meint sowohl das „Böse“ wie das „Übel“) zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Am Beginn seines Lebens (geboren 1913) steht der Tod seiner Mutter gleich nach seiner Geburt und zwei Jahre später der Tod seines Vaters im Ersten Weltkrieg. In dem Jahr zwischen einem Vortrag zum „Bösen“ und der französischen Veröffentlichung in Buchform 1985 (die dieser Übersetzung ins Deutsche zugrunde liegt) hat sich sein Sohn das Leben genommen. Die Auseinandersetzung mit dem spekulativen westlichen Denken zum Thema ist also von seinen persönlichen Erfahrungen getragen.

Ricœur beginnt mit einer Phänomenologie der Erfahrung des Bösen, geht dann zu den verschiedenen Diskursebenen in der Spekulation über das Böse über und schließt mit Folgerungen für unser Denken und Handeln und mögliche spirituelle Veränderungen unseres Fühlens.

Ich möchte die Aussagen Ricœurs hier komprimiert wiedergeben:

Die phänomenologische Beschreibung der Erfahrung des Bösen unterscheidet verschiedene Begriffe. Denn zum Rätsel des Bösen trägt bei, dass wir so unterschiedliche Phänomene wie Sünde, Leiden und Tod in dem einen zusammennehmen. Zunächst ist das Problem des Bösen von jenem der Schuld oder Sünde zu unterscheiden. Streng genommen bezieht sich das moralische Böse (Sünde) auf das, was eine menschliche Handlung zum Gegenstand von Schuldzuweisung, Anklage und Tadel macht. Die Anklage zeigt auf die Verletzung eines bestimmten gesellschaftlichen Moralkodex, und der Tadel ist das Zeichen eines Urteils, das einen Täter für schuldig und einer Strafe würdig erklärt. Das Leiden dagegen ist dadurch gekennzeichnet, dass es erlitten wird. Es erweist sich als Minderung unserer körperlichen, seelischen und geistigen Integrität. Wieso wird nun trotz dieser Polarität das Böse als gemeinsame Wurzel von Schuld und Leid gedacht? Aufgrund der dialogischen Beziehungsstruktur findet das Böse, das der eine tut, seine Entsprechung im Bösen, das der andere erleidet. Am lautesten ertönt der Klageschrei, wenn sich der Mensch als Opfer der Boshaftigkeit des Menschen erlebt. Schuld, Leiden und Tod verweisen auf verschiedene Weise auf die Tiefe und die Ganzheit des menschlichen Daseins. Die Anschuldigung eines verantwortlichen Täters macht auch den Schuldigen zum Opfer und bezieht ihn auf diese Weise in eine Geschichte ein, die schon längst vor ihm begonnen hat. Geht man aber davon aus, dass der Täter sein Leiden verdient hat, ist dann nicht jedes Leiden auf die eine oder andere Art ein verdientes Leiden? Die Erfahrung der Trauer wird dann verstärkt durch eine Dämonisierung, die in Sünde und Leiden dieselben unheilvollen Mächte am Werk sieht.

„Warum?“

Hier beginnt die manchmal verzweifelte Frage, wie es das Böse geben kann, wenn es Gott gibt.

Wie wird das Denken mit den Widersprüchen fertig, die sich aus drei Aussagen ergeben: Gott ist allmächtig; Gott ist absolut gut; dennoch existiert das Böse?

In der Entfaltung zunehmender Rationalität bedeutet der Mythos den ersten Entwicklungsschritt. Er nimmt sich der hellen und dunklen Seite des Menschseins an und lässt die Erfahrung des Bösen in die großen Ursprungs- und Weltentstehungserzählungen einfließen. Die Religionen nahmen dieses Erbe auf und verbinden Ethos und Kosmos zu einer umfassenden Vision. In seiner volkstümlichen Version pflegt der Mythos die Ambivalenzen und Paradoxien der dämonischen Erfahrung des Bösen, in seiner spekulativen Version beginnt er die Frage nach dem Ursprung zu stellen: Wo kommt das Böse her?

Trost spendet der Mythos, indem er den Klagenden auf die riesige Dimension des Universums verweist. Seine Antworten auf die Frage „Warum?“ lässt aber die Frage außer Acht:

„Warum gerade ich?“

Auf diese Frage versucht die Weisheitsgeschichte zu antworten. Die erste Erklärung, die sie anbietet, ist die Vergeltung: Alles Leiden ist verdient als Strafe für individuelle oder kollektive, bewusste oder unbewusste Verfehlung. Das Leiden wird als unterschieden vom moralischen Bösen ernst genommen und gleichzeitig wieder in eine moralische Gesamtordnung eingefügt. Doch der Gerechtigkeitsinn rebelliert. Sobald gewisse Rechtsordnungen entstehen, müssen Gute und Böse unterschieden und Strafe nach Maß der persönlichen Verfehlung bemessen werden. Das Buch Hiob mit seiner Erzählung vom leidenden Gerechten entfaltet die Klage zur Anklage und zum Protest gegen die Unverhältnismäßigkeit von moralischem und erlittenem Bösen. Noch wird der Trost eschatologisch hinausgeschoben: Jede Klage ist fehl am Platz angesichts Gottes, der Herr über Gute und Böse ist. Doch es deuten sich schon andere, spätere Lösungen an: Die Klage selbst muss durch eine läuternde Prüfung gehen, und die Reue über die Klage macht einen Weg frei, Gott ohne Grund zu lieben.

Die überindividuelle Ebene

Zunächst aber entfaltet die Gnosis ihre gigantische, tragische Vision vom Kampf des Lichts (des Geistes) gegen die Finsternis (die Materie), der Guten gegen die Armeen des Bösen. Das Böse wird in seiner Ganzheit zum Thema gemacht, mit einer dualistischen Lösung.

Der Neuplatonismus und mit ihm Augustinus setzt dem entgegen: Wenn man über das Sein nachdenkt, muss man es als intelligibel, als das eine und Gute denken. Das Böse ist nur Mangel daran, hat keine eigene Substanz, kein eigenes Wesen. Wenn aber das Böse seinen ontologischen Sinn verliert, verlagert sich die Frage: „Woher kommt es, dass wir Böses tun?“, ganz in den Bereich des Handelns, des Willens, der Entscheidungsfreiheit. Alles Böse wird zu

Sünde und Strafe. Die ganze Geschichte erscheint im Lichte der Strafe: Keine Seele wird zu Unrecht ins Unglück gestürzt. Um glaubwürdig zu machen, dass alles Leid, auch das ungerecht erlittene, Folge der Sünde ist, braucht diese Sünde eine überindividuelle Ebene. Die Idee einer „Ursünde“ oder „Naturesünde“ wird geboren. Die individuelle und kollektive Erfahrung taucht auf, dass immer schon eine dämonische Macht des Bösen da war, bevor Böses geschieht, das einer bewussten Absicht zugeschrieben werden kann. Der Hinweis auf ungerechtes Erleiden wird entweder dadurch zum Schweigen gebracht, dass das gesamte Menschengeschlecht unter Generalanklage gestellt wird, wie bei Augustinus, oder dass man einfach darüber hinwegsieht, indem man die Verantwortung zur höchsten ethischen Aufgabe macht, wie bei Pelagius.

Die Theodizee

Doch die Frage, wie es das Böse geben kann, wenn Gott gütig und allmächtig ist, bleibt bestehen. Der rationale Diskurs sucht eine eindeutige und widerspruchsfreie Lösung und bringt somit die Theodizee hervor als die apologetische These: Gott ist für das Böse nicht verantwortlich. Leibniz ist nicht nur der herausragende Vertreter dieser seit Augustin entstandenen Denkrichtung, er bereichert mit seiner Argumentation zugunsten Gottes zugleich die Logik, indem er zum Prinzip der Widerspruchsfreiheit den Satz vom zureichenden Grund hinzufügt. Er fasst alles Leiden, also nicht nur das moralische Böse, sondern auch Leiden und Tod, unter dem Begriff des „metaphysischen Bösen“ zusammen und erklärt dieses zum unvermeidlichen Makel jedes geschaffenen Wesens. Denn Gott kann nur Geringeres schaffen, als er selbst ist. Die Schöpfung wird zum Ergebnis im göttlichen Denken, welches Weltmodell das Maximum an Vollkommenheit und ein Minimum an Mängeln aufweist. Das Ergebnis ist „die beste aller Welten“.

Wie soll aber ein begrenzter menschlicher Verstand die spärlichen Zeichen des Übermaßes an Vollkommenheit gegenüber den Unvollkommenheiten in die Waagschalen von Gut und Böse werfen? Auch die Theodizee scheitert an der Klage des leidenden Gerechten, die sich mit der Vorstellung eines Ausgleichs des Bösen durch das Gute nicht zufriedengibt, genauso wenig wie vorher schon mit der Idee der Vergeltung.

Die transzendente Illusion

Kant setzt dem Versuch der rationalen Rechtfertigung Gottes durch seine unerbittliche Kritik der reinen Vernunft ein Ende. Das Problem des Bösen wird als „transzendente Illusion“ entlarvt und in den Bereich der praktischen Vernunft verschoben. Die Frage ist nicht mehr: „Woher kommt das Böse?“, sondern: „Wie kommt es, dass wir Böses tun?“

Das Prinzip des Bösen wird nicht mehr auf einen zeitlichen Ursprung bezogen, sondern gilt als letzte subjektive Grundlage für alle schlechten Handlungen, zu denen wir ebenso wie für die guten Handlungen in unserem freien Willen fähig sind. Der Daseinsgrund für unsere Wahlfreiheit auch zum Bösen hin bleibt dagegen unerforschbar. Der dämonische Grund menschlicher Existenz überschreitet die Grenzen unserer Erkenntnis.

Das Negative als Triebkraft des Geistes

Doch das spekulative Interesse kapituliert nicht vor dieser von Kant gezogenen Begrenzung. Eine Fülle neuer Denksysteme entsteht im deutschen Idealismus. In Hegels dialektischer Denkweise wird das Negative zur Triebkraft des Geistes, das diesen zwingt, alles in sein Gegenteil zu verkehren und so in der „Aufhebung“ neue Gestalten hervorzubringen (im dialektischen Sinn von „zu-nichte-machen“, „emporheben“ und „bewahren“). Erst muss etwas sterben, damit etwas Größeres geboren wird. Das Unheil ist überall da, aber auch schon überall überwunden, insofern die Versöhnung stets über die Zerrissenheit siegt.

Der Geist ist gespalten zwischen der Überzeugung des Tatmenschen, der sich mit seiner Leidenschaft die Hände schmutzig macht, und dem beurteilenden Bewusstsein, das die Gewalt des Überzeugungstäters und die Willkür seiner Genialität anprangert, aber selbst nicht handelt. Die Verteidiger eines moralischen Ideals flüchten sich in die Einseitigkeit und Hartherzigkeit von Worten und entlarven damit das beurteilende Bewusstsein als ein Böses, das dem Bösen des handelnden Bewusstseins gleichkommt. Hegel entdeckt das Böse in der Anklage selbst, aus der erst die moralische Sicht des Bösen entsteht. In der parallelen Negation der beiden Momente des Geistes und in der dialektischen Anerkennung ihrer jeweiligen Besonderheit entsteht die Versöhnung. Der Geist wird seiner selbst gewiss und Gott erscheint mitten zwischen uns als reines Wissen.

Wird hier mit logischen Mitteln der Optimismus von Leibniz wiederhergestellt? Vielleicht mit noch größerer rationaler Hybris? Wenn das tragische Ganze vom logischen Ganzen vereinnahmt wird, welches Los ist da dem Leiden der Opfer zgedacht? Die Geschicke des Einzelnen werden völlig dem Schicksal des Weltgeistes untergeordnet. Die Frage von Glück und Unglück wird aufgehoben, denn die Weltgeschichte ist nicht der „Boden des Glücks“. Wenn wir auf die namenlosen Katastrophen und Leiden des vergangenen Jahrhunderts schauen, wird diese geschichtsphilosophische Trennung von Trost und Versöhnung zur Quelle von Ratlosigkeit: Das Leiden, laut geworden in der Klage, schließt sich jetzt selbst aus dem System aus. Sollen wir also verzichten, über das Böse weiter nachzudenken?

↳

Die göttliche Vernichtung des „Nichtigen“

In der christlichen Theologie des letzten Jahrhunderts wird das Denken über das Böse weitergeführt, jetzt aber unter Verzicht auf das Vorhaben der Theodizee und indem gebrochen wird mit der Verwechslung von Menschlichem und Göttlichem im „Geist“. Religiöser und philosophischer Diskurs werden wieder getrennt. In seiner kirchlichen Dogmatik ersetzt Karl Barth das Böse durch das Nichtige, das nicht nur Schwachheit und Mangel meint, sondern auch Verderben und Vernichtung. Es muss als etwas gedacht werden, das Gott feindlich gegenübersteht. Mit Kant bleibt im Nichtigen das Böse unerforschbar. Aber dem Protest des menschlichen Leidens, das sich weigert, in den Kreislauf des moralischen Bösen im Sinne einer Vergeltung oder einer Vorsehung (ein anderer Name für die Güte der Schöpfung) einbezogen zu werden, wird Genüge getan. Das Nichtige wurde von Gott besiegt, indem es sich in Christus selbst am Kreuz zunichtemachte. Die Auseinandersetzung mit dem Bösen ist die Sache Gottes selbst, und wir sind dabei nur Mitkämpfer. Wenn wir glauben, dass Gott das Böse in Christus schon besiegt hat, kann es uns nicht mehr wirklich schaden. Was noch aussteht, ist allerdings die vollständige Offenbarung der Beseitigung des Bösen.

Das Nichtige gehört wieder in den Zuständigkeitsbereich Gottes. Es ist das, was Gott nicht will, und es lebt nur davon, dass Gott es nicht will. Es ist der Gegenstand seines Zorns und seine Beseitigung ein Ausfluss der Gnade Gottes. Der Widerspruch zwischen „der linken und rechten Hand Gottes“ allerdings bleibt unvermittelt. Er kann nur und muss mit der Logik des Paradoxes gelesen werden. Wird hier nicht doch wieder der dämonischen Seite Gottes der Weg geebnet? Besteht Weisheit nicht gerade darin, die Not des Denkens über das Böse dadurch anzuerkennen, indem wir ganz anders denken? Eine Antwort auf die Frage nach dem Bösen verlangt eine Konvergenz zwischen unserem Denken, unserem moralischen und politischen Handeln und einem spirituellen Umgang mit unseren Gefühlen. Auf der Ebene des Denkens bleibt das Böse eine Herausforderung, die jedoch durch den geschichtlichen Prozess des Diskurses immer anspruchsvoller geworden ist. Das Denken bleibt eingespannt zwischen dem Rätsel des Bösen als einer Anfangsschwierigkeit, ähnlich dem Klageruf, und der Not einer denkerischen Lösung, die sich in der Denkarbeit selber immer wieder neu erzeugt. Es ist nun eine Aufgabe des Handelns und der Spiritualität, eine Antwort auf die Frage nach dem Bösen zu finden, wenn auch keine Lösung für die Not, die das Denken damit hat.

Die Antworten des Handelns und der Spiritualität

Die Idee der Aufgabe

Das Handeln antwortet auf die Frage nach dem Bösen mit der Idee der Aufgabe (Dieser Weg im Umgang mit dem Bösen zeigt sich als deutlicher historischer Umbruch in der

Reaktion der Stadtoberen von Lissabon, die nach dem verheerenden Erdbeben im Jahre 1755 die Priester einsperrten, die das Erdbeben als Folge der Sünde erklärten und die Notwendigkeit der Buße predigten, und kurzerhand den Wiederaufbau der Stadt organisierten [Einschub J.S.] Die Devise lautet: „Lasst uns, bevor wir Gott Vorwürfe machen oder über einen dämonischen Ursprung des Bösen in Gott selbst spekulieren, ethisch und politisch gegen das Böse vorgehen.“

Aber reicht diese Antwort aus angesichts des zu Unrecht Erlittenen? Und was ist mit diesem Leiden, das jenseits des Unrechts, das wir einander antun, seinen Ursprung in Naturkatastrophen, Krankheiten, Alter und Tod hat? Kann sie individuell befriedigen? „Warum trifft das Unrecht oder Leid gerade mich?“, lautet jetzt die klagende Frage.

Die Trauerarbeit

Die Praxis des Kampfes gegen das Böse kommt allein gegen diese Frage nicht an. Sie muss ergänzt werden durch eine spirituelle Transformation unserer Gefühle, durch eine qualitative Veränderung von Klage und Anklage. Beispielhaft wird das deutlich in der Trauerarbeit, wie Freud sie beschreibt. Im schrittweisen Loslassen aller Bindungen können wir leichter darauf verzichten, den Verlust eines Liebesobjekts als Verlust unserer selbst empfinden zu lassen. Gibt es weitere Möglichkeiten, wie die Weisheit eine spirituelle Hilfe bei der Trauerarbeit leisten könnte?

Als Erstes könnte die Trauerarbeit auch auf unsere intellektuelle Not ausgedehnt werden, die uns mit unserem Unwissen konfrontiert: Wir müssen uns eingestehen: „Die Welt ist halt so, aufgebaut auf dem Zufall, und wir wissen nicht, warum.“ Nicht nur die unvollkommene und schmerzvolle Verfasstheit der Welt, auch die Tendenz Überlebender, sich für den Verlust geliebter Menschen schuldig zu fühlen, oder von Opfern, sich selbst Vorwürfe zu machen, oder unsere Neigung, auf Vergeltung und Sühne zu setzen, begegnet uns als ein dazugehöriger Teil unserer Welt. Die Zustimmung, dass unser Wissen das nicht auflösen kann, führt die Klage auf einen Nullpunkt zurück.

Die Hoffnung

Ein zweites Stadium der Spiritualisierung der Klage ist erreicht, wenn diese sich zur Klage gegen Gott auswachsen darf, nicht dagegen, dass er das Böse erlaubt, sondern wie lange er es noch erlaubt. Es ist eine Anklage Gottes aus der Ungeduld der Hoffnung heraus. Wenn mich schon das Unheil erreicht hat, wie lange muss ich noch darunter leiden? Kann ich auf ein Ende meiner Not hoffen?

Gott jenseits von Gut und Böse

In einem dritten Schritt begehren wir zwar in der Hoffnung und im Handeln gegen das Böse auf oder ertragen es

mutig und im Mitgefühl mit den Opfern, mildern aber darüber hinaus sein Skandalon, indem wir aufhören, Gott als Quelle alles Guten in der Schöpfung zu verstehen. Wenn wir Gott nicht für das Gute einsetzen, können wir ihn auch nicht für das Schlimme und Böse verantwortlich machen. Wir glauben an Gott trotz des Bösen, indem wir an ihn jenseits von Gut und Böse glauben.

Der läuternde Wert des Leidens

Einen weiteren Weg, mit dem Bösen umzugehen, können nur einzelne Wege wagen. Er kann nicht gelehrt, sondern nur gefunden oder wiedergefunden werden. Weise Personen verzichten nämlich völlig auf die Klage und entdecken stattdessen den pädagogischen und läuternden Wert im Unrecht und im Leid. Wenn wir diesen Weg heiter und ohne Selbstvorwürfe und Selbstzerstörung gehen, bedeutet das auch einen Verzicht auf den Wunsch, für unsere guten Taten belohnt und vom Leiden verschont zu werden. Wir wachsen an unserer Sterblichkeit. Der Tod ist der eigene Anteil am Negativen, das in den Lauf der Welt eingebaut ist.

Eine derartige Weisheit findet sich vielleicht am Ende vom Buch Hiob, wenn es diesem gelingt, „Gott ohne Grund zu lieben“ und somit völlig aus dem Kreislauf der Vergeltung herauszutreten, in dem wir als Klagende gefangen bleiben würden, wenn wir uns als Opfer über unser ungerechtes Los beklagen.

Gewaltfrei gegen Gewalt

Diesen äußersten Weisheitsschritt darf man aber nicht getrennt sehen vom ethischen und politischen Kampf gegen das Böse im Sinne eines gewaltfreien Widerstands gegen alle Formen verletzender Gewalt, die uns in unserer körperlichen und geistig-seelischen Integrität so bedrängt. Sollte so die Gewalt einmal überwunden sein, würde sich vielleicht das Rätsel des wahren, nicht reduzierbaren Leidens offenbaren.

So weit Paul Ricœur.

Das Ende von der Frage nach dem Bösen?

Es scheint, dass er einer der wenigen Denker der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts war, der sich systematisch mit der Frage nach dem Bösen auseinandergesetzt hat. Das unsägliche Leid so vieler Menschen in den beiden Weltkriegen und im Holocaust drohte das Denken dem Bösen gegenüber sprachlos zu machen. Mit dem „Tod Gottes“ und dem aufgeklärten naturwissenschaftlichen und auf die soziale und individuelle Verantwortung bezogenen Denken verschwindet die Frage: „Warum gibt es Leid, Tod, Böses?“ oder: „Wie kann Gott das zulassen?“ aus dem öffentlichen Diskurs und weitgehend auch aus den privaten Empfindun-

gen. In diesen bleibt häufig nur die Frage: „Womit habe ich das verdient?“ und das Schlimme, das Menschen einander antun können, als Rätsel.

Die Naturwissenschaft beschreibt uns mit all unseren Fragen und unserem Handeln innerhalb einer universalen Evolution ohne Gott und ohne freien Willen. Sie lehrt uns das Staunen angesichts der ungeheuren Dimensionen des Kosmos und der kleinsten Teilchen, das den Menschen als Ergebnis einer von Naturgesetzen und dem Zufall beherrschten Wirklichkeit ungeheuer klein und nichtig erscheinen lässt. Nichtsdestoweniger stürzt sich mit ihrer Hilfe die Technik in den Optimismus einer besseren, machbaren Welt.

Die Philosophie wendet sich mehr den Fragen der Erkenntnis zu. Der öffentliche Diskurs setzt auf Kritik, Menschenrechte und, nach dem Tod der großen Ideologien, auf das pragmatische Handeln. Die Moral hat sich zum Bemühen um weltumspannende ethische Fragen gewandelt und lotet die „Möglichkeiten des Guten“ aus. (So ein Buchtitel des Münchner Philosophen Wilhelm Vossenkuhl. Die Begriffe „Übel“, „Leid“, „Böses“ tauchen im Register nicht mehr auf.)

Allerdings, die philosophische Auseinandersetzung mit dem Bösen war nie ganz verstummt (siehe Rüdiger Safranski, Das Böse oder das Drama der Freiheit, München Wien 1997. Hier finden sich auch die wichtigsten Literaturhinweise.)

Und in den letzten Jahren wenden sich Philosophen und Theologen der Frage nach dem Bösen wieder vermehrt zu (so zum Beispiel Susan Neiman in ihrem Buch „Das Böse denken“, Frankfurt am Main 2004 [siehe PdS 1/2005] oder Ingolf U. Dalferth, Das Böse – Essay über die Denkform des Unbegreiflichen, Tübingen 2006). Vor allem die Soziologie beschäftigt sich in Form von Untersuchungen zum Phänomen der Gewalt wieder verstärkt mit dem Bösen. (Ich nenne zwei Titel: Jacques Sémelin, Säubern und Vernichten – Die politische Dimension von Massakern und Völkermorden, Hamburg 2007 und Jan Philipp Reemtsma, Vertrauen und Gewalt – Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne, Hamburg 2008.)

Der persönlich Leidende nutzt die lange Friedenszeit seit Ende der großen Kriege im westlichen Kulturkreis, um gegen das ihn treffende Unrecht mit juristischen Klagen oder mithilfe von Gewerkschaften zu kämpfen. Er mindert die Folgen der Krankheit über die Medizin, die seelischen Schmerzen und Ängste über Beratung oder Psychotherapie. Oder er versucht das Negative über positives Denken und eine Vielzahl spiritueller Erfahrungsmöglichkeiten als nicht existent oder in seiner Funktion für persönliches Wachstum wahrzunehmen.

Wo steht in dieser gesellschaftlichen Entwicklung die Aufstellungsarbeit in ihrem praktischen Umgang, in ihren Annahmen und in ihren Folgerungen in Bezug auf die Frage nach dem Bösen? Können wir mit unseren Erfahrungen womöglich zu neuen Antworten beitragen, die in der praktischen Arbeit mit Klienten heilsam wirken, unser Denken befriedigen und spirituell einleuchten? Bert Hellinger selbst bezieht im geistigen Familienstellen ausdrücklich philoso-

phische und spirituelle Gedanken mit ein macht in seiner „natürlichen Mystik“ auch klare Aussagen zum Problem des Bösen.

Das Leiden und das Böse in der Aufstellungsarbeit

Ich will hier, mit Sicherheit unvollständig, einige Elemente der Aufstellungsarbeit anführen, die meiner Einschätzung nach für die Frage nach „dem Bösen“ relevant sind. Auf die im Deutschen bemerkenswerte Unterscheidung zwischen dem Übel und dem Bösen gehe ich nicht ausdrücklich ein. Ich beziehe mich vor allem auf das in Täter-Opfer-Beziehungen wahrnehmbare Schlimme und Böse, genauer: auf unsere Bewertungen in diesem Bereich.

Jeder der im Folgenden angesprochenen Aspekte benötigte es, ausführlicher behandelt zu werden. Einige Fragen sollen andeuten, wie offen und nachdenkenswert unsere Versöhnungsarbeit bleibt. Ich würde mich freuen, wenn Leser unserer Zeitschrift diesbezügliche Aufstellungserfahrungen und Statements der Redaktion zuschicken würden, um den Dialog zu vertiefen.

Die Erfahrung der negativen Seiten des Lebens, des Leidens und des Bösen

Klienten suchen mithilfe von Aufstellungen Lösungen, weil sie leiden: an bestimmten Umständen in ihrem Leben, an oder mit anderen Personen, an sich selbst, an körperlichen oder seelischen Symptomen und vielem mehr. Ich muss das hier nicht im Einzelnen anführen. Die Frage nach dem Bösen stellt sich uns also in der Form der Erfahrung der negativen Seiten des Lebens mit deren persönlichen und systemischen traumatischen Folgen.

Wir begegnen ihr vor allem in den vielfältigen Täter-Opfer-Verhältnissen in familiären Beziehungen und dort, wo Familien über Generationen in größere Zusammenhänge von Schuld und Verbrechen bis hin zum Massenmord eingebunden sind.

Insofern haben wir eine breite Erfahrungsbasis von den Folgen und der Aufarbeitung des Negativen und Schlimmen. Allerdings: Wir begegnen dem Negativen vermittelt: meist in einem zeitlichen Abstand, in Erinnerungen, Erzählungen und Informationen der Klienten und in Aufstellungsprozessen über die Bewegungen und Äußerungen der Stellvertreter. Wir machen uns vielleicht selten klar, dass wir in Aufstellungen einen Unfall, einen Kindesmissbrauch oder einen Mord nicht unmittelbar wahrnehmen. Welchen Einfluss auf unsere unmittelbaren Reaktionen und unser Denken über Gut und Böse hätte es, wenn wir Augenzeugen des Schicksals der Klienten wären? Wie sehr realisieren wir, dass Gut und Böse in erster Linie körperliche Erfahrungen sind? Natürlich gehören Gut und Böse dem Bereich unserer Wertungen und deren geschichtlichem Wandel an. Aber so wie unsere Sprache ursprünglich auf Gesten beruht, beziehen sich auch unsere Wertungen und unsere Moral

ursprünglich auf unsere körperliche Befindlichkeit und unser Überleben. In der Geschichte von Hiob setzt der Satan Gott mit der Bemerkung unter Druck, dass der Mensch sich in alles hineinschicke, wenn er nur seine Haut behalte. „Rühre nur an seinen Körper, und du wirst sehen, ober er dich preist.“

Immerhin, es gibt kaum eine psychotherapeutische Methode, die uns diesseits von Vorstellungen so nahe an Erfahrungen von Schuld und Leid heranführt, dank der Wahrnehmungen der Stellvertreter.

Der Vorrang der Erfahrung und des Einzelschicksals

Für die persönlichen und systemischen Heilungs- und Befriedigungsprozesse ist natürlich diese Mittelbarkeit des leidvollen Geschehens über die Stellvertreter und die zeitliche Distanz zu den realen Ereignissen unerlässlich. Die sinnliche Anschauung bleibt wie in einem Theater gewahrt, aber doch so, dass die Prozesse für den Klienten, zumindest solange wir mit Stellvertretern arbeiten, für gewöhnlich dissoziiert bleiben. Verinnerlichtes wird zu einer Erfahrung im Außenraum, aber dennoch in einer Eindringlichkeit, die ein Reden „über“ kaum herstellen kann. Wenn wir uns im Zusammenhang mit Aufstellungen auf philosophische Fragen einlassen, dann sozusagen auf eine Philosophie zum Anfassen. Darüber hinaus beziehen sich unsere Aufstellungserfahrungen vor allem auf Einzelschicksale. Im Normalfall geht es um einen Klienten und seine Familie. Immer häufiger gehen Aufstellungen aber auch über unmittelbare Anliegen eines Klienten hinaus in gesellschaftliche Dimensionen, oder wir experimentieren wie in einem Theater vor einem Publikum große Täter-Opfer-Konstellationen. Aber auch hier, was immer wir „Großes“ wahrnehmen, Stellvertreter und auch „Zuschauer“ machen individuelle Erfahrungen mit dem „Großen“. Was können Stellvertreter wahrnehmen? Was können sie repräsentieren?

Solange wir mit dem Anliegen eines Klienten arbeiten, werden wir in den meisten Fällen keine Antworten zum Beispiel auf das Böse im Massenmord an den Juden oder auf die Grausamkeiten unter Mao suchen ohne den Blick auf das Schicksal einer betroffenen Familie. Wir schauen auf das Böse unter der Frage: Was ist mir, was ist uns da passiert? Wie werden wir mit dem widerfahrenen Unrecht oder der Schuld fertig? Warum muss ich für andere leiden oder mit ihnen leiden, selbst nach langer Zeit? Wie kann ich verstehen, was mir in meinem Leben widerfahren ist, und mich davon auf eine bessere Zukunft hin lösen?

Erst in diesem Zusammenhang kommen dann die größeren, unpersönlichen Zusammenhänge ins Spiel: der Tod, das Leben, die große Seele, der Geist, die umfassende Liebe und anderes „Allgemeines“ mehr. Mit dem Einbeziehen überindividueller und gruppenübergreifender Kräfte kommen wir in Aufstellungen an eine Paradoxie: Als Erfahrung bleibt die Wahrnehmung des Allgemeinen notwendig begrenzt und an die individuelle Wahrnehmung der an einer Aufstellung Beteiligten gebunden. Wir erleben Gut und

Böse, die Möglichkeiten der Versöhnung und „Kräfte“ wie Leben oder Geist eingebunden in den Rahmen, den Kontext und die Möglichkeiten einer Aufstellung. Gleichzeitig gehörtes zu den intensivsten Erfahrungen in Aufstellungen, dass unsere Grenzen sich zu öffnen beginnen auf etwas Neues, so von uns noch nie Erlebtes und Gesehenes. Unsere Wertungen von Gut und Böse und unser Denken und Handeln angesichts schlimmer Ereignisse können sich weiten und in Kontakt kommen mit umfassenderen „Kräften“ und „Informationen“.

Allerdings können wir im Blick auf Einzelschicksale, für die wir gewöhnlich Aufstellungen leiten, auch fragen: Reicht es nicht einfach aus, Menschen in Not lebensnah zu helfen, ohne sich auf philosophische Ebenen zu begeben? Lenken uns allgemeine Fragestellungen nicht eher ab und verfremden uns dem unmittelbaren Aufstellungsgeschehen? Und haben wir nicht gerade durch den Bezug auf konkrete Familiengeschichten ein zwar begrenztes, aber für die meisten Klienten ausreichendes Erklärungsmodell für ihr persönliches Leiden?

Das Leiden und das Böse im Kontext des Schicksals

Das „Schicksal“ ist ein wichtiger Begriff in der Aufstellungsarbeit. Unter Schicksal verstehen wir, dass wir in Ereignisse und Prozesse eingebunden sind, die wir nicht unmittelbar unseren eigenen Taten zuschreiben können, sondern die von weiter her kommen und unserem Wollen und Wirken entgleiten. Vieles, was sich in unserem Leben zuträgt, ist uns „geschickt“, manchmal wie ein Fluch, meist einfach wie eine unausweichliche Folge früheren Geschehens. Wir haben zwar einen gewissen Spielraum im Umgang mit dem Schicksal, das uns trifft, aber kaum eine Möglichkeit, das Schicksal selbst abzuwenden. Es trifft uns blind. Im Gegensatz zum Zufall, der uns wie ein Schicksal trifft, aber eben nur zufällig, wirkt das Schicksal vor allem über das unbewusste kollektive Gewissen und seine Kausalität. Unschuldige tragen über Bindungs- und Ausgleichsprozesse Wirkungen der Handlungen Früherer.

Sehr deutlich sehen wir die Schicksalswirkung im Mythos von Ödipus. Wir haben uns angewöhnt, diesen Mythos als Sinnbild für seelische Entwicklungsprozesse zu verstehen. Systemisch gesehen verdeutlicht er aber die Prozesse in Familien und Gruppen, mit denen wir es in Aufstellungen zu tun haben:

Laios, der König von Theben, bekommt kein Kind. Er geht zum Orakel von Delphi und erhält den verhängnisvollen Spruch, dass er einen Sohn bekommen werde, der ihn aber töten werde. Laios bekommt den Sohn, gibt ihn zur Adoption frei, damit sich der Spruch nicht erfüllen kann. Aber es hilft nichts. Ohne Wissen tötet Ödipus seinen Vater und heiratet seine Mutter. Die Geschichte, allen bekannt, nimmt also seinen Lauf. Aber warum? Warum dieser verhängnisvolle Spruch des Orakels? Weil es eine Vorgeschichte gibt. Laios hatte aufgrund von Machenschaften in Theben seine Stadt für eine Weile verlassen müssen und großzügiges Asyl bei König Pelops erhalten. Doch Laios verliebt sich

in dessen kindlichen Sohn und entführt diesen, als die Luft in Theben wieder rein ist. Da verflucht ihn Pelops mit dem Spruch, den das Orakel wiedergibt.

Das ist der Schicksalszusammenhang. Insofern ist dieser Mythos ein Sinnbild für viele Aufstellungen, die ein Verstehen unseres Schicksal an seinen Ursprüngen ermöglichen und somit verhindern können, dass wir, eingebunden in das Verhängnis, uns auch noch blenden müssen wie Ödipus und unsere Kinder gezwungen sind, wie die Kinder von Ödipus das Schreckliche weiterzutragen.

Für unsere Frage nach dem Bösen heißt das: Wir beschränken uns für gewöhnlich auf einen überschaubaren Rahmen des Schicksals. Wir schauen auf Familiengeschichten, nicht auf einen metaphysischen Ursprung. Wir fragen nicht: Wie ist das Böse in die Welt gekommen? Sondern: Mit welchen Ereignissen in meiner Familiengeschichte hat das begonnen, worunter ich jetzt leide? Wir verbleiben in einem Rahmen, der es dem Klienten ermöglicht, sagen zu können: „Jetzt verstehe ich.“ Dass wir die Möglichkeit haben, über Aufstellungen unser Schicksal als Familien- und Gruppenverhängnis zu verstehen und damit zustimmend und lösend umzugehen, ist die in unserer Zeit so provozierende Einsicht, die Bert Hellinger (wieder) zur Wirkung gebracht hat.

Böses zeugt Böses in einem überschaubaren Rahmen, ähnlich wie es im Alten Testament ursprünglich für finanzielle und materielle Schulden formuliert wurde: Auch die Enkel und Urenkel müssen noch dafür aufkommen, um nicht der Vergeltung anheimzufallen. Übertragen: Die Sünden der Väter rächen sich bis ins vierte (siebte) Geschlecht. Wenn wir unser Schicksal eingebunden in die „Schulden“ der Früheren in unserer Familie und Sippe verstehen können, haben wir die Möglichkeit zu bewussten Ausgleichsprozessen, die für uns relevantes Böses in seiner Wirkung beenden können (auch wenn wir Böses damit nicht aus der Welt schaffen).

Das Gewissen

Ich möchte hier nicht Bert Hellingers Gewissenstheorie erläutern. Sie ist den meisten Lesern bekannt: Das Böse, das wir tun und erleiden, misst sich an dem, was in einer Gruppe als gut oder böse gilt. Wir führen auf diese Weise böses Tun auf Loyalitätsprozesse in Gruppen zurück, sehend im persönlichen Gewissen, blind im kollektiven Gewissen. Wir erleben aber auch eine dritte Form des Gewissens, das sich nicht an der Gruppe ausrichtet, sondern am Menschlichen, insofern es allen Menschen gemeinsam ist und insofern ich als Einzelner voller Träger dieses Menschlichen bin. Von diesem Gewissen spricht vermutlich der Apostel Paulus, wenn er es als eingeschrieben in alle Menschen bezeichnet. Es ist ausgerichtet an einer sich entwickelnden höheren Norm, dem Menschlichen, das ich in mir und in anderen fühlen kann, was immer die Gruppe verlangt. Diese Entwicklung zeigt sich zum Beispiel an der Deklara-

tion der Menschenrechte. Auch Bert Hellinger spricht von einem „geistigen Gewissen“, das sich an der Liebe des Geistes orientiert.

Natürlich ist dieses universale Gewissen auch über Gruppenprozesse herangewachsen, verbunden mit den unterschiedlichen Auslegungen und Entwicklungen dessen, was wir für menschlich halten. Dennoch teilen wir gemeinsame Erfahrungen von Unrecht und Schmerz und damit verbunden von menschlicher Integrität. Im Bewusstsein dieses Menschlichen tun wir Schlimmes durchaus auch mit schlechtem Gewissen.

Mit diesem auf das Ganze des Menschseins orientierten Gewissen kommen aber viele zeitgemäße Fragen in den Blick, die sich auf den Abschied von der Moral als der „Sitte“ in einer Gruppe und auf die Hinbewegung zu einer Ethik für eine menschenfreundliche Entwicklung beziehen.

Aber auch: Wie kann es sein, dass das letzte Jahrhundert, in dem die Moderne sich immer mehr zur Gewaltlosigkeit als Ziel bekannte und nur die kontrollierte staatliche Gewalt als Mittel, willkürliche Gewalt zu verhindern, anerkannte, zugleich das Jahrhundert der Massenmorde und kollektiver Bosheit wurde? Können und dürfen wir auf jede Moral im Dienst einer Gruppenmitgliedschaft verzichten? Was kann unserem universalen, dem „einen“ zugewandten Gewissen dazu verhelfen, sich gegenüber realen oder scheinbaren Gruppenerfordernissen durchzusetzen, ohne selbst wieder totalitär und unter Berufung auf das Menschliche unmenschlich zu werden?

Die Täter-Opfer-Bindung

Wir gehen in der Aufstellungsarbeit davon aus und finden dies auch immer wieder bestätigt, dass zwischen Täter und Opfer eine existenzielle Bindung entsteht. Aus beiden wird eine Schicksalsgemeinschaft, die auch die Angehörigen und Nachkommen erfasst. Das ist eine sehr folgenreiche Behauptung. Sie besagt: Diese Bindung unterliegt nicht dem freien Willen und Gutdünken von Opfern und Tätern und ihren Nachkommen. Sie ist auf eine gewisse Dauer hin nicht aus dem seelischen Befinden zu tilgen. Aber wir können dieser Bindung eine versöhnliche, befriedende und mit der Zeit loslassende Form geben. Diese Bindung von Täter und Opfer und ihren Familien macht Versöhnung notwendig. Es reicht nicht zu sagen: Lassen wir das Schlimme und Schuld und Leid einfach vorbei sein und wenden wir uns stattdessen einer besseren Zukunft zu. Wir müssen uns dem bindenden Ungleichgewicht, das durch schlimme und böse Taten entsteht, zuwenden und Ausgleichsbewegungen finden, welche die Bindung im Schicksal anerkennen und die seelische Spaltung in diesem Bindungsraum und ihre persönlichen und systemischen Folgen aufheben oder zumindest vermindern.

Ansonsten zeugen sich die bösen Taten fort. Opfer ziehen weitere Opfer und Täter nach sich, und Täter ziehen weitere Täter und Opfer nach sich.

Was genau bindet aber Täter und Opfer aneinander? Der Austausch im Geben und Nehmen auf Leben und Tod? Das Gewissen? Das sich einprägende körperliche und sinnliche Trauma bei Opfer und Täter? Die Erinnerung? Unser Bewusstsein mit unserem geschichtlich geprägten Denken? Konstruieren wir diese Bindung, oder wirkt sie wie ein Naturereignis?

So unterschiedlich wir je nach unseren Erfahrungen und Bindungen definieren, was wir als Recht und Unrecht, Unschuld und Schuld ansehen, die Grunderfahrung von einem gestörten Gleichgewicht und die Notwendigkeit eines Ausgleichs bleiben. Wir erleben Böses als tiefe Verletzung eines Gleichgewichts, die nach Ausgleich drängt. Aber wir erleben auch, wie sehr das Bemühen um Ausgleich neues Böses zeugen kann. Sobald sich beispielsweise die Liebe zwischen Mann und Frau entwickelt hat, entsteht auch die Erfahrung der verletzten Liebe und die Überwältigung durch die Kraft des notwendigen Ausgleichs, im Guten oder Bösen. Die vielfältigen Ausgleichsprozesse in Beziehungssystemen mit ihren oft schlimmen Folgen stehen häufig im Zentrum der Aufstellungsarbeit. Sie wirken auf eine Weise, dass man beinahe von einer „Physik der Seele“ sprechen kann.

Wenn wir die Täter-Opfer-Bindung als gegeben annehmen und wahrnehmen, was ist dann für eine Versöhnung erforderlich? Ist ein gewisses Maß an Rache oder Sühne notwendig? Welche Art von Gerechtigkeit versöhnt? Welcher Verzicht auf Gerechtigkeit ist nötig? Hilft Vergebung, und wenn ja, welche Form muss sie einnehmen? Welche Antworten geben Religionen und spirituelle Bewegungen darauf? Was brauchen Opfer und Täter und ihre Familien (und Großgruppen), um zu Ruhe und Frieden zu kommen? Wirkt die Bindung von Täter und Opfer nur unmittelbar zwischen den im schlimmen körperlichen Geschehen Beteiligten oder auch zwischen fernen Auftraggebern und Verantwortlichen und den für sie meist anonymen Opfern? Was kann ein Einzelner für die Versöhnung tun, was eine Gruppe, wofür braucht es das Rechtssystem, wofür eine „grössere Macht“?

Was können Aufstellungen bei alledem leisten?

Die Wahrnehmung des Opfers

Für Versöhnung und Frieden braucht das Opfer, dass es in dem, was es erleidet, wahrgenommen wird. Das gehört zu seiner Würde, aus der heraus es sein Schicksal leichter annehmen kann: „Ich werde mit dem, was mir angetan wurde, als Mensch gesehen.“ Es scheint sehr bedeutsam zu sein, dass das Unrecht benannt wird. Hat eine Mutter ein Kind umgebracht, reicht in Aufstellungen eine liebende Umarmung von Mutter und getötetem Kind (manchmal erst möglich, wenn die Mutter auch schon gestorben ist)

meist nicht aus. Die lebenden Geschwister bleiben der Mutter fern. Erst wenn das getötete Kind in der Aufstellung sagen kann: „Mama, du hast mich getötet“ und geht dann wieder in den Arm der Mutter, dann wird der Weg auch für die Geschwister leichter frei.

Ich halte es für ein wesentliches Merkmal von Aufstellungen, dass sie dem Opfer eine Sprache geben und auch die Tat nochmals ins Bild setzen, als Voraussetzung für das „Anerkennen, was ist“.

Darüber hinaus gehört es aber zum Wesentlichen unserer Arbeit, dass wir das Opfer als handelndes Opfer betrachten. Wir tun das in zweifacher Hinsicht:

Das Opfer handelt oft im Schicksalszusammenhang mit. Über Mitgefühl oder blinde Bindungskräfte ergreift es Partei, verhält es sich loyal, greift es über bewusstes oder unbewusstes Sichopfern auch ein. Wird zum Beispiel ein Junge in der Schule gemobbt, fragen wir nach, ob es in der Familiengeschichte schon einmal ein Mobbingopfer oder einen Mobbingtäter gegeben hat. Vielleicht zeigt sich dann, dass ein Großvater als Anwalt oder Richter im Dritten Reich an Unrechtsurteilen mitgewirkt hat. Wir fragen also nicht, was macht den Jungen zum Opfer und wer ist schuld, sondern was bringt der Junge über den aktuellen Schuld-Opfer-Prozess aus der Vergangenheit ans Licht.

In einer zweiten Hinsicht helfen wir einem Opfer, eine erlittene Prägung in eine Erfahrung, das heißt passiv Erlittenes in Handeln zu verwandeln. Das ist die Grundlage jeder Traumatherapie.

Zur Würde des Opfers gehört also sowohl die Anerkennung und das Zur-Sprache-Bringen seines Leidens als auch das Verstehen seines Leidens aus seiner blinden Liebe heraus und das Verlassen des Opferstatus durch Handeln.

In größeren Zusammenhängen von Schuld wie Folterungen, Massenmorden oder Vernichtungsorgien müssen wir allerdings mit Schicksalszusammenhängen sehr vorsichtig umgehen, vor allem mit der Frage, was trägt das Opfer oder seine Herkunftsgeschichte zu seinem Opfersein bei.

Menschen werden Opfer grausamer Misshandlungen und der trostlosen Vernichtung ihres Körpers und ihres Lebens ausgesetzt, manchmal zufällig. Hier versagt das Verstehen des Schicksalszusammenhanges. Hier bleibt dem Opfer meist keine aktive Rolle mehr. Hier erleben wir keinen Sinn mehr. Können wir vielleicht im Blick auf den Täter noch Erklärungen finden, im Blick auf das Opfer zeigt sich ein Böses, vor dem wir verstummen.

Die Wahrnehmung des Täters

Auch zur Würde des Täters gehört es, dass das Ereignis der Tat am Licht sein und ausgesprochen werden kann, am

besten von ihm selbst, ohne selbstbezogene Reue, ohne Selbstvorwurf, ohne Entschuldigung, ohne dass der Täter sich seinerseits zum Opfer macht, als müsste man jetzt mit ihm Mitleid haben. Steht der Täter zu seiner Tat auf eine Weise, dass er jetzt auf sein Opfer schaut und es als Mitmenschen wahrnimmt, dann berührt das in Aufstellungen tief und lässt uns auch mit dem Täter mitfühlen. Wir versuchen in Aufstellungen zu ermöglichen, dass Täter und Opfer sich als Menschen anschauen können, ohne Beschönigung der Schuld und des Leides, im Bewusstsein, dass beide in der Hand einer größeren Bewegung sind, der sie oft nicht entrinnen konnten.

Das ist allerdings ein heikler Punkt. Dürfen wir den Täter dadurch entlasten, dass wir ihn im Dienst einer größeren Kraft wähen? Was ist diese größere Kraft? Und was heißt es, dass sie in den Dienst nimmt? Das ist ja ein Bild, das dem Verhältnis von Herr, und Knecht entnommen ist. Dürfen wir das auf größere Kräfte übertragen? Nehmen wir dafür einen göttlichen Geist an, kommen wir in all die Dilemmata zurück, welche die Religion und die Philosophie mit so einem Gott hat (siehe oben). Ist es die Natur oder die Evolution oder die Umwelt, die den Täter zu seiner Tat zwingt? Was ist mit seinem freien Willen? Was ist mit seinem universalen menschlichen Gewissen? Und wirken nicht manche Täter wie im Blutausch? Andere scheinen offensichtlich auch Spaß am Quälen und Töten zu haben. Wie gehen wir mit solch extrem gewaltbereiten und menschenverachtenden Tätern um? Wie gehen wir mit Tätern um, die jegliches menschliche Maß zu sprengen scheinen und für die es unmöglich ist, auf all ihre Opfer zu schauen, und denen nichts mehr leidtun kann, weil das Leid, das sie zu verantworten haben, zu groß ist? Und doch ist es auch im Bereich extremer und massenhafter Gewalt nötig, Frieden mit den Tätern zu finden und sie nicht aus der menschlichen Gemeinschaft auszuschließen.

Trägt hier Vergebung noch? Welche Art von Vergebung kann hier helfen, damit sie nicht wie Rache wirkt gemäß dem Spruch: „Vergebung ist die beste Rache“? Hilft das Wort Jesu: „Herr verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“? Was machen wir mit unserem Mitleiden und unserem Zorn, wenn wir auf schlimme Verbrechen schauen?

Die Kräfte, die hier gesellschaftlich wirken und für Versöhnung nötig sind, sprengen vielleicht die Möglichkeiten von Aufstellungen. Das „Eine“ verbleibt dann vielleicht als Rettung. Aber das Denken, das auf Unterscheidungen beruht, hat es mit solch einer „Vereinfachung“ schwer. Das Unpersönliche mag zur notwendigen Geltung kommen. Aber Menschen handeln und leiden persönlich. Müssen wir hier vom Persönlichen Abschied nehmen, um persönlichen und gesellschaftlichen Frieden zu finden? Brauchen wir eine Art überpersönliche Liebe, wie sie die Spiritualität lehrt? Ist das Mitgefühl für Opfer und Täter, auf dessen humane Kraft wir so sehr bauen, für die Versöhnung und das Nachdenken über das Böse eine Falle?

„Ich bin nicht besser als du“

Angesichts der Täter hat sich in unserer Arbeit ein Satz eingebürgert, der sich als versöhnliche Geste immer wieder als hilfreich erweist. Das Opfer und die, die mit ihm fühlen, sagen zum Täter: „Ich bin nicht besser als du.“

Ein Opfer ist nur dadurch, dass es Opfer ist, kein besserer Mensch. Ein Helfer ist nur dadurch, dass er hilft, Frieden zu finden, kein besserer Mensch. Mit so einem Satz erkennen wir an, dass auch in uns Kräfte schlummern, die uns unter bestimmten Umständen, die wir oft nicht zu verantworten haben, zu schlimmen Taten treiben können. Dieser Satz verhindert die Anmaßung der Opfer und derer, die mit ihnen fühlen, vor allem auch der Helfer. Er mindert den moralischen Abstand und die moralische Verurteilung und hilft, an den Täter und das Opfer, soweit möglich, menschliche Maßstäbe anzulegen. Wir erkennen in ihm die „Banalität des Bösen“ (Hannah Arendt) in dem Sinne, dass wir Schuld nicht so ins Monströse oder Unerklärliche heben, dass sie mit uns selbst überhaupt nichts mehr zu tun haben kann. Der Verzicht auf moralische Wertungen und Trennungen gehört mit zum Erfolgsgeheimnis der Aufstellungsarbeit.

Allerdings steckt auch in diesem Satz eine Gefahr. Er verleitet dazu, außer Acht zu lassen, dass eben nicht jeder unter gleichen Umständen zu Gleichem fähig ist. Wir haben nicht nur eine unterschiedliche Geschichte, sondern gehen, verdienstvoll oder aus „Gnade“, mit den Möglichkeiten des Bösen in uns auch unterschiedlich um. Ein Witz mag das überzeichnet verdeutlichen. Als einmal die Elefanten und die Mäuse ein Fußballspiel gegeneinander austrugen, trat ein Elefant auf eine anstürmende Maus. Er hob seinen Fuß und sagte: „Tut mir leid, das wollte ich nicht.“ Doch die Maus entgegnete: „Es muss dir nicht leidtun. Es hätte mir bei dir ja auch passieren können.“

Außerdem: Dürfen wir die Möglichkeit, Mörder zu werden, auf die gleiche Stufe stellen mit dem Mördersein? Sicherlich nicht, zumindest wenn wir auf die unterschiedliche Wirkung schauen. Aber das „Ich bin besser als du“ oder „Ich mache es besser als du“ sind der Keim der Überheblichkeit, die uns oft schmerzlich lehrt, wie sehr sie uns denen ähnlich macht, gegen die wir moralisch aufbegehren.

Wider die Anklage und die Empörung

Bert Hellinger ist in meiner Erinnerung mit denen, die sich über das Unrecht anderer empören, nicht gerade gnädig umgegangen. Wer anklagt, treibt den Schuldigen oder vermeintlich Mitschuldigen in eine Verteidigungshaltung, die es ihm unmöglich macht, auf sein Opfer zu schauen. Wer sich über andere empört, macht nun seinerseits die Täter zu Opfern, ohne selbst sich durch Handeln an ihnen schuldig machen zu wollen. In Aufstellungen versuchen wir so zu arbeiten, dass Anklage und Empörung nicht das letzte

Wort bleiben, wissend, dass sonst die Spaltungen und das Leid nicht aufhören.

Aber was ist der richtige Umgang mit den Anklägern und Empörern? Sind wir nicht in Gefahr, sie manchmal schlimmer als die Täter anzusehen und unsererseits die Empörer anzuklagen? Sind zudem Anklage und Empörung nicht unvermeidliche Ausgleichsbewegungen für Unrecht und das Böse? Sind sie nicht der Anstoß für Umkehr und eine bessere Welt? Wenn wir die Täter im Dienst einer größeren Macht stehen sehen, ist dann das Aufbegehren gegen diesen unpersönlichen „Herrn“ nicht ein Entwicklungs-Muss der Menschheit?

Wenn wir jedoch mit Empörung für eine bessere Welt kämpfen, neigt das „Bessere“, an dem wir Maß nehmen, dazu, erneutes Leid und erneute Schuld hervorzubringen. Nicht die Anklage gibt Kraft, sondern die Wahrheit dessen, was geschehen ist, die Furchtlosigkeit des Benennens, ohne zu beschuldigen, und das Handeln im Guten angesichts des Schlimmen.

Das Böse – Identität oder Fragment oder Konstrukt?

Ich weiß nicht, ob schon jemand einmal das „Böse“ aufgestellt hat. Wir schauen in Aufstellungen, durchaus im Einklang mit modernen Tendenzen in der Gesellschaft (trotz der „Achse des Bösen“), nicht auf „das Böse“, sondern auf Ereignisse und Handlungen von Personen, die wir in bestimmten Kontexten und mit bestimmten Wirkungen als böse bezeichnen. Wir sehen in Aufstellungen Stellvertreter, die sich böse fühlen, die Gewalt andeuten, die verfluchen, die nichts Menschliches gegenüber einem Opfer empfinden und andere verachten, aber wir sehen sie dennoch immer als Menschen, die in Schlimmes und Schuld eingebunden sind, aber Mutter oder Vater oder Großvater oder Soldat, auf jeden Fall Mensch bleiben.

Wir können sehen, dass sie Leben gegeben haben, nicht nur genommen. Wir sehen auch auf das Gute, das sie tun und geben. Wir sehen keine durch und durch bösen Menschen und versuchen auch, das Menschliche in ihnen zu finden. Das „Böse“ begegnet uns fragmentarisch, als ein Teil eines Menschen, nicht als der ganze Mensch. Wir glauben zumindest an den Keim des Guten auch in dem Verbrecher, wo es uns angesichts seiner Taten schwerfällt. Wir glauben nicht mehr an den Teufel. Und würden wir ihn aufstellen, er zeigte sich sehr schnell menschlich.

Substantivierungen sind eine Falle des Geistes. Sie entziehen die Wirklichkeit der Wahrnehmung. Sie verallgemeinern Erfahrungen, um sie dem Denken zugänglicher zu machen. Sie bezeichnen etwas, was so nicht vorfindbar ist. Ist das Böse also ein Konstrukt unseres Geistes? Das gleiche Problem haben wir natürlich auch mit allgemeinen Begriffen wie Freiheit oder Seele oder Geist.

Was wir vorfinden, ist Schlimmes, das Schlimmes nach sich zieht, Böses, das Böses nach sich zieht. Das deutsche Wort „böse“ kommt vermutlich von „aufgeblasen“. Böse bezeichnen wir einen Menschen in einer Situation, in der er sich über einen anderen aufbläst, sich über ihn erhebt, sich zum Gott über einen anderen macht, so wie ein argentinischer Folterer zu seinen Opfern sagte: „Du bist nichts. Wir sind Gott.“

Als böse empfinden wir, wenn ein Mensch einen anderen seelisch, geistig und vor allem körperlich zerstört. Ich glaube nicht, dass es Sinn macht, auf das Wort „böse“ zu verzichten. Wir können aber auch nicht mehr zu einer Mythologisierung zurück, die das Böse mit einer sich identischen, absoluten Macht gleichsetzt.

Wie halten wir es dann mit dem „Geist“? Ist nicht auch er nur fragmentarisch vorfindbar in geistigen Prozessen und im Geist der einzelnen Menschen? Welche Erfahrungen oder Denkmuster brachten und bringen uns dazu, große Kräfte am Werk zu sehen, die wir dann als das „Böse“ oder das „Gute“ bezeichnen? Wie verhalten sich Teile und Ganzes zueinander, die böse Tat eines Menschen zu seiner ganzen Person, seine Schuld zu seiner Seele?

Aufstellungen haben ein großes Potenzial, Beziehungen aufzuzeigen, auch zu Wirklichkeiten, die wir mit allgemeinen Begriffen belegen, wie Heimat, Krieg, Tod. Wenn wir aber nicht realisieren, dass wir damit keine substantiellen Wirklichkeiten aufstellen, sondern Beziehungen von einzelnen Menschen dazu, mythologisieren wir die Wirklichkeit erneut. Ich denke, wir tun gut daran, allgemeine Begriffe, wenn wir sie aufstellen, nahe an den Geschichten realer Personen, Familien und Gruppen zu halten, so auch das „Böse“. Zum Wesen von Aufstellungen gehört, dass sie Wirklichkeit als relativ, als Beziehungsgeschehen verdeutlichen.

Gott lässt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte

Eine der Triebkräfte von Gewalt ist unsere Versuchung, gewaltsam gegen sie vorzugehen. So schlugen manchmal Eltern ihre Kinder, wenn sie ihre Gewalttätigkeit unterbinden wollen, und Revolutionäre nehmen oft mehr Blut in Kauf, als in dem Zustand vergossen worden ist, den sie bekämpfen.

Obwohl sich im gesellschaftlichen Wandel ein Rechtsbewusstsein entwickelt hat, das Gewalt nur kontrollierten Staatsorganen erlaubt, haben es das Gute und die Gewaltlosigkeit schwer, sich durchzusetzen. Wir leben nicht im Paradies, und Kampf ist neben der Kooperation ein Grundvorgang der Evolution. Die „Sonne“ schaut gleichmütig zu. Wenn wir unseren Blick vom unmittelbaren Geschehen böser Taten aufrichten, erfahren wir diese grundlegende spirituelle Einsicht, dass die Wirklichkeit Gutes und Böses kennt und gleichermaßen als zugehörig zur von Menschen

bewohnten Erde anerkennt. Der Hinweis darauf, in welcher Formulierung auch immer, hat in Gruppen oder auch sonst im Umgang mit Klienten meist eine tiefe Wirkung. Er lenkt unseren durch die Not und das Leid verengten Blick auf einen größeren Zusammenhang, der uns unmittelbar einleuchtet.

Ähnlich ist es mit dem Hinweis auf die Gerechtigkeit des Todes. Ich übernehme gerne Bert Hellingers Meditation vom Gehen ins Reich der Toten, wo alle, auch Täter und Opfer, sich die Hand geben und ein Stück weiter hinein ins Totenreich gehen, einem entfernten Licht zu. Anders als in Vorstellungen von Himmel und Hölle und Fegefeuer (die allerdings auch eine entlastende Funktion hatten, weil sie die Gerechtigkeit wahrten, ohne dass die Menschen sie selbst unter allen Umständen herstellen mussten) ist der Tod ungerecht. Denn er behandelt alle gleich. Ich vergesse nie die Tränen des Stellvertreters eines Generals, der stolz über alle Opfer hinwegschaute, auch im Tod völlig unberührt blieb, bis ihn der Satz „Jetzt bist auch du Staub wie diese“ beugte und erweichte (und mit ihm seine stolze, ihn über alles liebende Enkeltochter, um deren scheiternde Männerbeziehungen es ging). Diese Wirklichkeit des Todes gleicht der Art von Gerechtigkeit Gottes Hiob gegenüber. Unbeeindruckt von Glanz und Elend dessen Lebens lässt Gott den Schattenbaum, der Hiob geblieben ist, nach Belieben gedeihen und verdorren: „Ich hab's gegeben, ich hab's genommen.“ Wer sind wir, als dass wir auf Glück und Wohlergehen gemäß unserer Vorstellungen von Gerechtigkeit Anspruch erheben könnten?

Alle Religionen haben eine ähnliche Spiritualität entwickelt, die unser Bedürfnis nach gerechtem Ausgleich in Bahnen lenken kann, die den Umschlag von Gerechtigkeitssuche in Gewalt und Anklage und Verzweiflung verhindern.

Alle Religionen haben eine ähnliche Spiritualität entwickelt, die unser Bedürfnis nach rechtem Ausgleich in Bahnen lenken kann, die den Umschlag von Gerechtigkeitssuche in Gewalt und Anklage und Verzweiflung verhindern.

Jenseits von Gut und Böse?

Eine Möglichkeit, mit der Erfahrung von Gut und Böse umzugehen, ist der Verzicht, die Wirklichkeit in Gut und Böse zu unterscheiden und sie jenseits von Gut und Böse wahrzunehmen. Das ist eine sehr radikale Lösung, die sehr viel denkerische Rigorosität verlangt.

Trägt dieser Verzicht? Bert Hellinger verweist auf den biblischen Mythos, nach dem Gut und Böse dadurch in die Welt kommen, dass Adam und Eva sich verführen lassen, vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse zu essen. Aber in diesem biblischen Mythos hat Gott ja diesen Baum gepflanzt. Gut und Böse sind der Erkenntnis vorgängig,

allerdings der Erkenntnis Gottes vorbehalten. Warum lässt Gott aber die Verführung zu? Warum hat sich in der Evolution das Vermögen entwickelt, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden?

Spätestens seit Kant, der das Böse in den freien, nur an die Verbindlichkeit des Menschseins orientierten Willen verlegt, ist die Zeit metaphysischer Ursprungssuche für das Böse vorbei. Wir halten es eher mit der Evolution des Geistes, die diese Unterscheidung hervorgebracht hat, im Dienst am Überleben und der Entwicklung des Lebens.

Ein „Jenseits von Gut und Böse“, setzt die Unterscheidung voraus. Gott hat diese Unterscheidung „gepflanzt“. Wir haben sie uns zu eigen gemacht und sind aus dem Paradies vertrieben worden, damit wir nicht auch noch vom Baum des Lebens essen, um uns völlig Gott gleich und unsterblich zu machen. Wir können nicht aus eigener Bewusstseinskraft ins Paradies zurück.

Die Unterscheidung von Gut und Böse (Übel) ist sowohl sprachlogisch als auch erfahrungsbezogen nicht aufhebbar, ohne auch das Gute aufzuheben, damit aber auch Gott oder den Geist und die mit diesen Begriffen verbundene abendländische Tradition.

Die Unterscheidung von Gut und Böse ist zudem eine enorme menschliche Entwicklungskraft auf dem Weg, mit den negativen Seiten des Lebens auf eine heilsame und das Gute förderliche Weise umzugehen, so brüchig sie auch ist. Wir müssen sie nur fragmentarisch halten, also auf konkrete Ereignisse und Taten von Personen und Gruppen anwenden. Alle Religionen und spirituellen Traditionen halten auf unterschiedliche Weise daran fest, dass keine Wirklichkeit so schlimm oder böse sein kann, dass sie nicht den Keim für Gutes in sich birgt. Diese Erfahrung teilen wir in der Aufstellungsarbeit, wenn wir uns in den Dienst am „Fluss des Lebens und der Liebe“ stellen.

Vertrauen durch Schmerz und Schuld hindurch

Je schmerzvoller und unerträglicher Leid und Schuld uns treffen oder begegnen, desto mehr neigen wir dazu, Lösungen im „Großen“ und „Ganzen“ zu suchen. Spiritualität entwickelt sich dort am stärksten, wo die Erfahrung von Schuld und Leid kaum zu ertragen ist. Wir suchen die „Leichtigkeit des Seins“.

Wir bleiben aber bei aller Geistigkeit an körperliche und seelische Prozesse gebunden. Dort ist auch der Bereich, in dem wir phänomenologisch und geistig wahrnehmen können. Die Aufstellungsarbeit hat für mich dort ihre größte Kraft, wo sie sich nicht auf ein Jenseits von Schmerz, Unheil und Verbrechen einlässt, sondern Wege zeigt, wie wir durch die negativen Seiten des Lebens hindurchgehen und all die positiven Möglichkeiten aufgreifen können, die auch schlimmste Schicksale zumindest für die Späteren bereithalten.

Positiv denken setzt hier an: an dem Vertrauen, dass Negatives Positives bereithält und dass wir den Blick immer neu auf eine gute Zukunft richten können. „Wer weiß, für was es gut ist.“ Dieser Alltagssatz ist vielleicht einer der tiefsten Hilfssätze, die wir haben. Er besagt nicht: Das Schlimme und das Leiden sind gut. Aber er vertraut darauf, dass nichts so schlimm ist, dass es nicht den Keim zu etwas Gutem in sich trägt. Angesichts des persönlichen Todes trägt dieses Vertrauen nur, wenn wir unsere Mitmenschen und Nachkommen mit einbeziehen, die unseren Tod für eine Weile überdauern und vielleicht in den Genuss des Guten kommen, das uns versagt geblieben ist. Aufstellungen heilen, indem sie dem Leben der Klienten Vertrauen vermitteln in das, was das Leben durch Schmerz und Leid und Tod hindurch trägt.

Wie können wir angesichts des Schlimmen und Bösen vertrauen? Vielleicht durch die gemeinsame Trauer um Opfer und Täter, die im Frieden verbindet, was Schrecken und Gewalt getrennt hat. Zu den tiefsten Erfahrungen als Stellvertreter gehört für mich das Erlebnis, als kolumbianischer Revolutionär, als der ich in meinem Gefühl ohne Blick auf die Opfer alles für eine bessere Zukunft geopfert hatte, an der Einsamkeit letztlich zu scheitern. Das ermöglichte mir, mich umzudrehen, auf die Toten aller Seiten zu schauen und sie zusammen mit der Stellvertreterin des Landes Kolumbien zu betrauern.

Diese Gegenwart gemeinsamer Trauer ist vielleicht das heilsamste „Mittel“, das wir kennen. Sie vermag die Vergangenheit abzuschließen und gedenkend Vertrauen in eine tragfähige Zukunft zu schaffen.



Jakob Robert Schneider, geboren 1943, Gymnasiallehrer, Referent in der kirchlichen Jugend- und Studentenarbeit, Honorarmitarbeit an einer kirchlichen Eheberatungsstelle. Aus- und Fortbildungen in Ehe- und Familientherapie, NLP, Hypnotherapie und systemischer Therapie (vor allem bei Bert Hellinger). Seit 1985 psychologische Beratung und Gruppentherapie in eigener Praxis, Supervisionen in verschiedenen Kliniken und sozialen Einrichtungen, Fortbildung und Supervision für Familienstellen. Schwerpunkt der

Arbeit: die Seminare „Leben in Beziehungen“ mit Familienstellen für Lösungen in Ehe-, Familien- und Lebensfragen. Weltweite Weiterbildungen in Familienstellen. Mitarbeit in der „Deutschen Gesellschaft für Systemaufstellungen DGfS-IAG“ und bei der Zeitschrift „Praxis der Systemaufstellung“. Autor von „Das Familienstellen – Grundlagen und Vorgehensweisen“ und zusammen mit Frau Dr. Brigitte Groß von „Ach wie gut, dass ich es weiß – Märchen und andere Geschichten in der systemisch-phänomenologischen Therapie“.

www.j-r-schneider.de